

Sabine Hock

„Schwarz-Weiß & Braun nebst Verwandtes“

Die Publizistenfehde zwischen Karl Braun und Friedrich Stoltze im Jahr 1868

„Frankfurt auf! (...) Auf nach Wien! zum Feste!“

rief der Schriftsteller Friedrich Stoltze (1816–1891) im „Schützenfestmonat 1868“ den Lesern seines Blattes „Der wahre Jacob“ zu. Auch Stoltzes Herr Hampelmann rüstete bereits zum Aufbruch nach Wien, zum 3. Deutschen Bundesschießen, wo er „[n]icht allä als freier deutscher Bundesschütz, nää! ääch als freier deutscher Volksreddner (...) ungewöhnliche Lorbeern zu ernte“ gedachte. Seinen geplanten Auftritt in der Wiener Festhalle hatte er jedenfalls schon einstudiert: In seiner Wohnung, vor der „Ranzegard“ der Karnevalsgesellschaft „Die Bittern“, hatte er die aus dem Bügeltisch seiner Frau gebaute Rednertribüne bestiegen und schließlich so gekriechen, dass „die ganz Nachbarschaft (...) revellisch warn [is]“. Dabei war es „doch nor zur Prob“! Tatsächlich geriet das am 26. Juli 1868 eröffnete 3. Deutsche Bundesschießen in Wien, zwei Jahre nach der Niederlage Österreichs im „Bruderkrieg“ gegen Preußen und der Gründung des Norddeutschen Bundes unter preußischer Führung, zu einer nationalen Kundgebung. „[M]an wollte der Welt darthun, daß die Zusammengehörigkeit aller Deutschen, nach wie vor, ein nationales Postulat ist“, beschrieb der Reporter der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ am 30. Juli 1868 seine Festeindrücke. „Es ist dieß ein öffentliches Zeugniß, wie wenig der gegenwärtige Zustand als eine Lösung erscheint (...)“. Allabendlich auf den Festbanketten nutzten unzählige Redner die zugesicherte Redefreiheit und brachten ihre „großdeutsche“ Gesinnung zum Ausdruck. Auch der früher freien und seit 1866 von Preußen annektierten Stadt Frankfurt am Main gehörten die Sympathien der Schützenbrüder. Der mit der Frankfurter Delegation angereiste Jurist Dr. Siegmund Müller (1810–1899), einstiger Präsident des 1. Deutschen Bundesschießens in Frankfurt 1862, klagte – so der spätere Bericht von Karl Braun – in einer viel bejubelten Rede, „die freie Stadt Frankfurt am Main leide Unsägliches, es geschehe ihr schwerer Bedrang und Herzeleid um ihrer deutschen Gesinnung willen, in Deutschland und namentlich im deutschen Norden sei Alles todt und hohl und leer; Hoffnung, Rettung, Hülfe sei nur noch bei Oesterreich“. Der Wiener Dombaumeister Schmidt brachte unter „donnernder Zustimmung“ am 2. August 1868 ein „herzliches Hoch auf das liebe Frankfurt, die alle Zeit ehrenhafte und für die Freiheit glühende Stadt“, aus, und sogar der österreichische Kaiser äußerte gegenüber einem Frankfurter Schützen sein Wohlwollen für die „gute deutsche Stadt“ Frankfurt.

All diese Sympathiebekundungen schienen jedoch beinahe unterzugehen in der „entsetzliche[n] Monotonie der Festreden“, wie sie selbst der wohlwollende Berichterstatter der Augsburger „Allgemeinen“ schon nach nicht einmal fünf von fast 14 Schützenfesttagen beklagte: „Drei Duzend [sic!] Redner haben bereits das große deutsche Vaterland verherrlicht oder constituirt (...)“, konstatierte der vom täglichen Schützenfest-Einerlei gelangweilte Journalist am 31. Juli 1868. Am nächsten Tag merkte er gar zu seinem Artikel über die neuesten Bankettreden an: „Wer diese Festreden alle lesen kann, den beneiden wir um seine patriotische Ausdauer. Wir selbst versparen sie uns (...) auf die langen Winterabende der Ewigkeit.“

So lange wartete der Politiker und Publizist Dr. Karl Braun (1822–1893) nicht, bis er die Schützenfestreden – im wahrsten Sinne des Wortes – hervorkramte. Während einer Gebirgsreise durch Schlesien und Böhmen im August 1868 wurde Braun auf der entlegenen Spindelmühle bei Hohenelbe eingeregnet und suchte vor lauter Langeweile in seinem Reisekoffer nach Lektüre: „Leider fand ich sie“, so erzählt er selbst. „Man hatte nämlich zum Packen eine Masse nicht ganz neuer Zeitungsblätter benutzt, in welchen die Berichte über das Wiener Schützenfest den größeren Raum einnahmen. Ich schälte nun die Blätter von den Kleidern los und begann sie zu lesen. Je mehr ich mich aber in das Wiener Schützenfest vertiefte, desto interessanter wurde es mir. (...) Zu dem *ersten* Unglück – dem schlechten Wetter – und dem *zweiten* – den alten Zeitungen – kam das *dritte*: Ich fing an zu schreiben.“ Daraus entstand die Streitschrift „Frankfurt’s Schmerzensschrei und Verwandtes“, die Braun bald nach seiner Rückkehr nach Berlin im Herbst 1868 veröffentlichte.

Der Erfolg einer „Elster“ im Jahr 1866

Damals, als Braun diese Broschüre drucken ließ, lebte er erst seit ziemlich genau einem Jahr in der preußischen Hauptstadt. Ursprünglich kam er aus Nassau. Als Sohn eines aus einer wohlhabenden katholischen Bauernfamilie stammenden Lehrers wurde Karl Joseph Wilhelm Braun am 20. März 1822 in Hadamar geboren. Er studierte zunächst klassische Philologie und Geschichte in Marburg, dann Jura und Volkswirtschaft in Göttingen. Bereits während seiner Zeit als Jurist im nassauischen Staatsdienst (1843–1849) begann er, politisch und publizistisch zu wirken. Seit 1849 als Rechtsanwalt tätig, zuerst am Hofgericht in Dillenburg, später (seit 1855) am Appellationsgericht in Wiesbaden, gehörte Braun dem nassauischen Abgeordnetenhaus an (1849–1866), dessen Zweiter Kammer er zeitweise (1858–1863) vorstand. Als einer der führenden Köpfe der nassauischen Liberalen wurde er bald einer der populärsten, aber auch meistgehassten Politiker des Landes. Endgültig in Opposition zum reaktio-

nären Kurs des nassauischen Herzogshauses ging Braun im Jahr 1859, als er die „Rhein-Lahn-Zeitung“ mitbegründete und den Vorsitz des Volkswirtschaftlichen Kongresses übernahm, um künftig vehement öffentlich gegen jegliche Kleinstaaterie und für eine deutsche Einigung unter preußischer Führung einzutreten. Seit 1862 gehörte er außerdem dem Deutschen Nationalverein und dem damals von ihm mitbegründeten Deutschen Abgeordnetentag an.

Als propreußischer Propagandaredner war Braun auch in der benachbarten Freien Stadt Frankfurt am Main bekannt, wo ihm Friedrich Stoltze in seiner „Frankfurter Latern“ vom 31. Mai 1866 nicht umsonst den Titel der „Elster“, des diebischen Vogels in den preußischen Farben, verlieh. Gerade, am Pfingstsonntag 1866, hatte Braun mal wieder einen seiner typischen Auftritte in der Stadt gehabt, zuerst auf dem angesichts des drohenden Krieges einberufenen (und von Brandanschlägen gestörten) Deutschen Abgeordnetentag, dann auf der anschließenden Volksversammlung im Zirkus. Dort wurde er von der wütenden Menge niedergeschrien und tätlich bedroht, so dass er seine Rede abbrechen musste. „[D]em Braun sei Name“, meinte auch der Herr Hampelmann in der „Frankfurter Latern“ vom 9. Juni 1866, „[scheint merr] (...) Garantie for die preußisch Anexion zu biete, dann aus dem Name Braun kann merr mit e ganz klää bissi *Verstellung* ‚Raubn‘ mache.“

Tatsächlich annektierte Preußen im Zuge des inzwischen begonnenen Krieges nicht nur Brauns Heimatland Nassau, sondern auch das Königreich Hannover, das Kurfürstentum Hessen und die Freie Stadt Frankfurt am Main. Am Tag des preußischen Einmarschs in seine Vaterstadt, den 16. Juli 1866, floh Friedrich Stoltze ins Exil, zuerst nach Stuttgart, später in die Schweiz. Erst nach dem Erlass einer allgemeinen Amnestie im Oktober 1866 konnte der überzeugte Demokrat und Republikaner nach Frankfurt zurückkehren. Seine „Frankfurter Latern“ durfte er jedoch so schnell nicht wiederaufleben lassen. Sie konnte erst ab 1872 wieder regelmäßig erscheinen.

Für Braun dagegen brachten die Ereignisse des Jahres 1866 einen Karrieresprung. Im Herbst des Jahres 1867 zog er nach Berlin, wo er künftig seinen Beruf als Rechtsanwalt beim Oberappellationsgericht ausübte. Vor allem aber gehörte er dem preußischen Abgeordnetenhaus und dem Norddeutschen Reichstag an, in dessen konstituierender Sitzung 1867 Braun sich selbst als „Unitarier im strengsten Sinne des Wortes“ bezeichnete. Noch war auf dem Weg zur deutschen Einigung unter preußischer Führung aber nur der erste Schritt getan.

„Frankfurt’s Schmerzensschrei und Verwandtes“

„Frankfurt’s Schmerzensschrei“, wie ihn Siegmund Müller auf dem Wiener Schützenfest 1868 ausgestoßen hatte, ließ Karl Braun – so schrieb er selbst – „nicht schlafen“. Seinem Ärger darüber machte er Luft in der bereits erwähnten Broschüre, worin er diese und andere Schützenfestreden als Ausdruck einer überholten partikularistischen Gesinnung heftig kritisierte. Als „Dokument“ für die anhaltend preußenfeindliche Stimmung in der nunmehr vor zwei Jahren annektierten Stadt Frankfurt brachte er ein vorgeblich authentisches Gespräch, das sein Freund Max [d. i. wahrscheinlich der Nationalökonom Max Wirth (1822–1900), der zwischen 1856 und 1864 als Journalist in Frankfurt gelebt hatte,] während eines Besuchs in der Stadt kurz vor dem Wiener Schützenfest mit zwei Frankfurter Bürgern beim „Schoppenstechen“ in der „Gifthütte“, der Weinstube von Gustav Adolf Jacobi in der Stiftstraße 6, geführt haben sollte. Zum weiteren Beleg für Frankfurts „partikularistische Verblendung und Selbstüberhebung“ druckte Braun dann Stoltzes Humoreske „Von Frankfurts Macht und Größe“ nach. Schließlich empfahl er den Frankfurtern die Venezianer zum Vorbild, die sich im Jahre 1866 freudig für den Anschluss ihrer früheren Republik an das Königreich Italien entschieden und „dem modernen nationalen Kulturstaat in die Arme“ geworfen hätten.

Auch Frankfurt, so meinte Braun, müsse endlich seine „weibisch-elegische Trauerweidenstimmung“ aufgeben: „Wer die Vergangenheit Frankfurts kennt (...), der wird begreifen und wohl auch entschuldigen, daß es ihm schwer wird, ‚die Kehr‘ zu kriegen“, wie man das in Frankfurt nennt. Aber wenn er es wohl meint mit dieser freundlichen alten Frankenstadt, dann wird er nicht müde werden, ihr so hart und so scharf wie möglich vor den Kopf zu sagen, *daß es Zeit, daß es die höchste Zeit ist, die Kehr‘ zu kriegen‘ (...)*.“ Denn nur wenn sich Frankfurt zur preußischen und damit – aus Brauns realpolitischer Sicht – deutschen Sache bekenne, dann, prognostizierte er, könnte es wieder „eine blühende Stadt“ werden: „Erst muß man einsehen, daß man selber kein Ganzes mehr bilden kann und daher alle Ursache hat, sich als williges Glied dem Ganzen anzuschließen, wozu man gehört. Erst wenn dies geschehen, erst wenn der Isolierungspolitik [oder in anderen Worten Brauns: der ‚wirtschaftlichen Absperrungspolitik‘] der definitive Abschied gegeben ist, dann wird Frankfurt alle die Anziehungskraft ausüben, welche seine reizende und vortheilhafte Lage, seine reichen wissenschaftlichen und Kunstschatze, seine gemeinnützigen und philanthropischen Institute, seine Schul- und Gemeinde-Anstalten, sein Wohlstand und sein korporatives Leben latent bereits in sich tragen.“

In diesen Sätzen ließ Braun schon das eigentliche Motiv für seinen „öffentlich[en] Protest (...) gegen den Frankfurter Schmerzensschrei“ anklingen, den er – wie er selbst zugeben musste – in einer Zeit erhob, in der „die deutsche Entwicklung in das Stocken gerathen“ schien: „[Dieser Protest] beruht (...) nicht auf einem bloßen Gelüste, gegen den Strom zu schwimmen, sondern auf der lebhaftesten Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, über dem Vergänglichem nicht das Bleibende, über dem Trennenden nicht das Vereinigende und Gemeinsame aus den Augen zu verlieren, und nicht aus Verstimmung über jene Erscheinungen [der Stockung] gemeinsame

Sache zu machen mit unseren Feinden, mit den Feinden der nationalen Einheit, welche, soweit es in ihren Kräften steht, Urheber jener Erscheinungen sind, dieselben mit Freuden begrüßen und zu ihren antinationalen Zwecken ausbeuten.“ Tatsächlich befindet man sich derzeit in einem „unbehaglichen Uebergangsstadium“ auf dem Weg zur deutschen Einheit, das es zwar mit allen Mitteln („sei es *ohne* Krieg oder *durch* Krieg“) abzukürzen gelte: „Wer aber auf dem Marsche durch die Wüste ewig rückwärts blickt und jeden Augenblick eine Verschwörung anzettelt, der hemmt den Marsch und vermehrt die Beschwerden, welche erst dann aufhören, wenn das Ziel erreicht ist.“ Braun wollte daher „mit diesem Schriftchen in dem gegebenen Momente wirken. Ich will den Muth Derer, welche an der nationalen Entwicklung zu verzweifeln beginnen, wieder beleben, indem ich ihnen das Bild der Versöhnung der Gegensätze und der Harmonie der jetzt noch streitenden Interessen entrolle.“

Im folgenden entwickelte Braun seinen Lesern den Entwurf eines modernen deutschen Nationalstaats unter preußischer Führung, einer konstitutionellen Monarchie mit einer „kräftigen Centralgewalt“ und einem starken kommunalen Unterbau, bevor er in einem abschließenden Kapitel die liberale Partei in den neuen preußischen Provinzen auf ihre Aufgaben in diesem Sinne einzuschwören versuchte. Braun selbst maß diesen allgemeinen staatspolitischen Betrachtungen in seiner insgesamt 109-seitigen Broschüre weit mehr Bedeutung bei als den vorangegangenen Abschnitten zu Frankfurter Angelegenheiten. So sah er das Kapitel über die zentrifugalen und zentripetalen Kräfte in der Politik als die grundsätzliche Darstellung seiner Auffassung vom Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft an. Doch gerade mit seinen Ausführungen zu Frankfurter und nicht zu staatstheoretischen Fragen musste Braun auf breites Interesse und wütende Kritik stoßen – zumindest in der Stadt, die das Ziel seiner mit beißendem Spott und giftigem Sarkasmus gespickten Angriffe war.

„Braun und Consorten contra Frankfurt“

Brauns Streitschrift über „Frankfurt's Schmerzensschrei“ war skandalträchtig, erlebte auch deshalb bereits nach drei Wochen, im November 1868, eine zweite Auflage und hat (laut Brauns Biograph Ernst Grandpierre) „in ganz Süddeutschland, besonders aber in Frankfurt, viel böses Blut gemacht“. „Dieses Pamphlet“, konstatierte etwa die „Frankfurter Zeitung“ (FZ) rückblickend, „mußte von allen Frankfurtern als ein Schlag ins Gesicht empfunden werden.“ In seinem Eifer, Frankfurts ablehnende Haltung gegenüber Preußen als Ausdruck eines überkommenen Partikularismus zu geißeln, hatte Braun der Stadt beispielsweise nicht nur jegliche politische Geschichte, sondern auch die republikanische, demokratische und liberale Gesinnung abgesprochen. Dabei verstieg er sich gar zu Äußerungen wie: „[W]ie die Demokratie der amerikanischen Südstaaten verfißt sie [d. i. die ‚süddeutsche und frankfurtische Demokratie‘] unhaltbare Ueberbleibsel einer traurigen Vergangenheit gegen das Machtgebot der nationalen Nothwendigkeit. Hier wie dort ist die antinationale Demokratie nicht liberal, sondern reaktionär. Wie dort die Sklaverei, so verfißt sie hier Zunft und Zopf und alle Niederschläge des sinkenden Mittelalters (...).“

Solche Diffamierungen ihrer politischen Tradition konnten die Frankfurter nicht einfach hinnehmen. Unverzüglich veröffentlichte die „Frankfurter Zeitung“ eine Erwiderung auf Brauns Schrift in einer Artikelreihe, die auch als Sonderdruck unter dem Titel „Braun und Consorten contra Frankfurt“ erschien. Diese Gegenschrift, als deren Verfasser der damalige FZ-Redakteur Karl Holthof (1835–1884) gilt, lieferte eine ausführliche „Analyse“ und „Widerlegung“ von Brauns Broschüre. Dabei konnte sie sich zwar nicht der preußenfeindlichen Tendenz enthalten, aber doch einige Entstellungen, Verdrehungen und sogar Unrichtigkeiten nachweisen, die Braun bei der Darstellung der historischen und politischen Fakten im Interesse seiner antifränkfurtischen Argumentation begeben hatte. Dass sich Braun als Reichstagsabgeordneter damit „zum Colporteur haltloser, durch und durch unwahrer Anschuldigungen gegen ein ganzes Gemeinwesen“ gemacht habe, sei ein verantwortungsloser Missbrauch seiner Stellung – und auch des Vertrauens, das seine Wiesbadener Wähler in ihn gesetzt hätten. Die FZ-Broschüre sparte daher nicht mit persönlichen Angriffen gegen den Verfasser jener „maßlos leichtfertigen Schmähschrift“.

Vor allem aber unterstellte sie Braun eigennützige Motive bei der Veröffentlichung seines Werkes. Denn er habe zwar den Sprung nach Berlin geschafft, doch „dem Obertribunalsanwalt Braun“ fehle dort „zu einem zufriedenen Leben nur eine Kleinigkeit – eine Clientel.“ Deshalb müsse er nun erneut „die Dynastie Hohenzollern seiner tiefsten Ergebenheit und Anhänglichkeit versichern“ – und habe ihr wie der preußischen Regierung mit der Veröffentlichung seiner Schrift im rechten Moment einen Gefallen erwiesen. Eigentlicher Anlass für Brauns Publikation seien nämlich die bevorstehenden neuen Verhandlungen um den (letztlich erst am 26. Februar 1869 zustande gekommenen) Teilungsrecess über das städtische und staatliche Vermögen der früheren Freien Stadt Frankfurt am Main, worum sich Frankfurt und Preußen infolge der Annexion und der damals von der Stadt an den Staat geleisteten Kontributionen stritten. „Am 4. Nov. [1868] ist der preußische Landtag zusammengetreten, dem die Regierung die Frankfurter Rezeßangelegenheit endlich doch vorlegen muß“, hielt die FZ fest. „Man fürchtet in maßgebenden Kreisen wohl unnöthiger Weise, daß sich für die schwer mißhandelte Stadt ein Rest von Gerechtigkeits-Sinn in den Reihen der preußischen Volksvertreter erhalten habe. Herr Obertribunalsanwalt Braun beeilte sich, ‚Frankfurts Schmerzensschrei und Verwandtes‘ just vor Eröffnung der Kammer erscheinen

zu lassen, um, was an ihm liegt, die Besorgnisse der Regierung zu Nichte zu machen – natürlich nur aus jener reinen Menschenliebe, von der er sich bei allen Handlungen seines Lebens leiten läßt.“
Tatsächlich, so die FZ, bezwecke Braun mit seiner Broschüre nur Stimmungsmache gegen Frankfurt in der Rezessangelegenheit, wozu er sogar „unseren Stoltze“ missbrauche: „Um den Beweis zu führen, daß Frankfurt von jeher in ‚particularistischer Verblendung und Selbstüberhebung‘ befangen gewesen und *daher der Sympathie des preußischen Landtages* vollkommen unwerth sei, citirt Braun einen Aufsatz aus – einer ‚Krebbelzeitung‘ unseres Stoltze vom Jahre 1861. Um vor einer *gesetzgebenden, ernsthaften* Versammlung den Beweis in einer *ernsthaften* Sache zu führen – denn das *ist* die Receptangelegenheit für uns – entblödet sich der Verfasser des ‚Schmerzensschreies‘ nicht – eine Stelle aus einem *Witzblatte* zu citiren, wo das Komische der Selbstverspottung eben nur in der *kolossal* Uebertreibung einer in gewissem Maße wirklich vorhandenen Schwäche liegt, einer Uebertreibung, die Herr Braun den preußischen Abgeordneten (...) als *baare Wahrheit* verkaufen will!“ Im übrigen, kündigte die FZ an, werde Stoltze noch „*in Person* dem Herrn Braun seinen Dank dafür aussprechen“.

„Von Frankfurts Macht und Größe“

Gegen den unerlaubten Nachdruck eines seiner Werke musste Friedrich Stoltze sich schon aus urheberrechtlichen Gründen wehren. Da die Humoreske „Von Frankfurts Macht und Größe“ in Brauns Broschüre zudem für politische Ziele zweckentfremdet wurde, die ganz und gar nicht in seinem Sinne waren, entschloss er sich, öffentlich zu protestieren, in einer 45-seitigen Gegenschrift mit dem Titel „Schwarz-Weiß & Braun nebst Verwandtes“, die er gegen Ende des Jahres 1868 im Selbstverlag herausbrachte.

Die besagte Geschichte „Von Frankfurts Macht und Größe“ hatte Stoltze bereits 1860 – im Gründungsjahr der „Frankfurter Latern“ – geschrieben, in der „Nummer Vivat“ seiner „Frankfurter Krebbelzeitung“ vom Mai 1861 erstmals veröffentlicht und seit 1865 in seine gesammelten Werke aufgenommen. In der Zeit unmittelbar vor Entstehen der Erzählung hatte der Autor die im Titel beschworene „Macht und Größe“ seiner Vaterstadt am eigenen Leib erfahren: Seit 1853 stand Stoltze wegen seiner Redakteurstätigkeit für das demokratische (und deshalb in Hessen verbotene) „Volksblatt für Rhein und Main“ in Offenbach unter Strafbefehl und durfte sechs Jahre lang das frankfurtische Territorium nicht verlassen, weil zwischen allen angrenzenden hessischen Staaten Auslieferungsverträge bestanden. Ein Herzleiden zwang ihn im Winter 1859 jedoch zu einer Kur im (nassauischen) Königstein. Dort holte ihn am 26. Februar 1860 der Haftbefehl des Offenbacher Landgerichts ein, dem sich Stoltze durch seine legendäre (und letztlich die Niederschlagung des Strafverfahrens gegen ihn bewirkende) „Flucht von Königstein“ entzog. In der „gehobenen Stimmung“ dieses Triumphs und der Genesung, so Stoltzes Biograph Johannes Proelß (in der Bearbeitung von Günther Vogt), habe der Dichter „das köstliche Altfrankfurter Charakterbild: ‚Von Frankfurts Macht und Größe‘“ geschrieben: „Wie klein die Republik Frankfurt (...) war, das hatte er während der sechs Jahre seiner Absperrung wahrlich wie kein Zweiter auszukosten gehabt, aber trotz dieser Kleinheit hatte ihm die Macht des (...) Freistaats sicheren Schutz vor seinen Verfolgern gewährt. Es drängte ihn, dies auszusprechen.“

Die Erzählung war Stoltze aber auch eine Erinnerung an seinen Großvater mütterlicherseits, Friedrich *Bernhard Ernst* Rottmann (1753–1825), den aus Neckarbischofsheim im Württembergischen stammenden Frankfurter Bürger und Gastwirt zur goldenen Spitze in der Mausgasse. Im Sommer des Jahres 1822 hatte der Großvater den damals fünfjährigen „Fritzi“ auf einen Spaziergang durch seine Vaterstadt mitgenommen, bis hinauf auf die Sachsenhäuser Warte, wo er den staunenden Buben von einem „Chausseehaufe“ auf die große Stadt Frankfurt gucken ließ: „Ja wohl, mei Kind, des is Alles mit enanner Frankfördisch. Ja, es gibt nor aa Frankfort.“ – „Weiter gar kaans, Großbabba?“ – „O ja, es gibt noch Aans, awwer deß gilt nix, dann da is e ‚Oder‘ derbei.“

Den Missbrauch der Erzählung durch Braun, der in seiner Broschüre gerade diese wortspielerische und eher humoristisch gemeinte Schlusspointe als faktischen Beleg für Frankfurts von jeher überhebliches Selbstbewusstsein benutzte, nahm Stoltze „in einer stürmischen Novembernacht“ des Jahres 1868 zur Kenntnis: „Ich lag in meinem Arbeitszimmer lang ausgestreckt auf dem Sopha und blies den Dampf einer Cigarre nach der Decke empor“, erzählt er selbst in der Einleitung zu seiner Gegenschrift. „Neben mir auf dem Tisch (...) lag die Broschüre von Dr. Carl Braun, mit gallgelbem Umschlag, ‚Frankfurts Schmerzensschrei und Verwandtes‘. – Ich hatte sie gelesen und muß leider bekennen: mit einem boshaften Behagen. – (...) Die Citation von ‚Frankfurts Macht und Größe‘ aus einer alten ‚Krebbelzeitung‘ (...), mit obligaten Lobsprüchen auf den ‚höchst talentvollen Dialekt- und Lokalpoeten‘ so wie auch ‚trefflichen Laternendichter‘ [dem damals – wie der Autor an anderer Stelle anmerkt – ‚die Preuße die Latern ausgeblase‘ hatten!], hatten [sic!] mich höchlich amüsirt, und doch war ein Anflug von Wehmuth dabei. Ich gedachte meines lieben, guten Großvaters. Die komische Hyäne Braun hatte den alten Ehrenmann aus seinem eingesunkenen Grabe herausgewühlt und den längst Vermoderten mit Haut und Haaren, als Prachtexemplar eines Frankfurter Zopfphilisters, *lebendig* aufgespeist. – Der herzensgute alte Mann! Und ich war nicht ganz ohne Schuld dabei. Ich hatte in ihm den Typus eines ächten Frankfurters von ehemals zu verherrlichen versucht, eines ächten alten Frankfurters, im berechtigten Stolz auf das kleine Fleckchen freie, deutsche Erde, im Glück und Wohlstand blühend, Frankfurt genannt.“ Ein Schellen an der Vorplatztür, als es vom fernen

Bornheimer Kirchturm gerade Mitternacht geschlagen hatte, riss Stoltze aus diesen Gedanken. Draußen stand – sein Großvater Rottmann.

„Schwarz-Weiß & Braun nebst Verwandtes“

Den alten Herrn hat es nicht länger im Himmel gehalten, nachdem ihm „e kerzlich verstorwener Frankforter (...) die Sach [mit Braun] verzählt“ hat. Beim lieben Gott persönlich versuchte er seine Beurlaubung zu erwirken:

„[D]a wär e gewisser Braun von Wiesbade, der müßt sich im dortige Kochbrunne des Hirn verbriecht hawwe, der hätt mich als abschreckend Exempel von der Kirchthurnspolitik der heutige Frankforter in e Broschür gesetzt –, un ich wär doch schon vor em halwe Jahrhuert gestorwe un läg uff dem alte Peterskirchhof in Frankfort. Ich müßt dorchaus emal enunner uff die Erd un mich näher iwwer die Sach erkundige un des Berschi zur Redd stelle.“ Doch der liebe Gott schickte den Großvater erst einmal in die himmlische Bibliothek, um ihn dort Informationen über Braun einholen zu lassen. Weil dieser im „Adressbuch der Lebendigen“ nicht zu finden war, schlug der Großvater sicherheitshalber noch im „Conversationslexicon“ nach: „Braun ist eine gemischte Farbe, welche durch Verbindung von Schwarz und Roth unter Hinzutreten von Gelb entsteht und in zahllosen Abänderungen dargestellt wird.“ – „Richtig“, dachte der Großvater, „im Jahr 1848 war er schwarz, roth und gelb, un nachher hat er sich zahllos abgeändert. Jetzt is des Roth ganz zurückgetrete, die gelb Gall is in die Schwarz iwwergetrete, un zu dem Schwarz kimmt jetzt noch des Weiß, das er die Leut weiß macht: Schwarzgalliger Weißmacher.“

Aber der himmlische Bibliothekar wies ihn darauf hin, dass hier „ja nur von der braunen Farbe die Rede“ sei. Da somit der Himmel nichts von Braun wusste und auch der Teufel – wie eine telegraphische Anfrage in der Hölle bestätigte – nichts von ihm wissen wollte, sandte der empörte Herrgott persönlich die „liebe Seele“ des Großvaters auf die Erde, damit sie sich „nach dieser sonderbaren Existenz“ erkundige.

Von seinem Enkel „Fritz“ erfuhr der Großvater nun, dass Braun wirklich existierte und sein Unwesen als „Weißmacher“ in Nassau getrieben habe. „War dann der Braun nassauischer Weißbenner?“ fragte daraufhin der Großvater. – „Nää (...): preußischer Schönfärber. – ,Wo färbt er dann jetzt?‘ – In Berlin. Von dort aus versucht er jetzt Frankfort schwarz zu färwe, mit em Zusatz von Ochsegall, damit’s halte soll, – und Deutschland schwarz un weiß. (...) – ,Was habt ihr Frankfurter awwer dann eigentlich dem *Braun* gedhan, daß der so en Roches uff euch hat?‘ – Ach, Großvatter, der is gar net bös uff uns. (...) Der dhut nor so, Großvatter. (...) Er is wie des *Brendelche Schnud*. – ,Was is *Brendelche Schnud*?‘ – *Brendelche Schnud* war e alt Juddefräa in Frankfort, die sich gege e Vergütung vor annern Leut geärrert hat. (...) – ,Also meenst de, der Dokter Braun dhut sich *im Auftrag* iwwer die Frankforter ärrern?‘ – In *höherem* Auftrag sogar, Großvatter, des spiegelt sich ja ganz deutlich in seiner Broschür ab, dann in dere is sehr hoch *aufgetrage*.“

Im folgenden, größtenteils auf gut frankfurterisch geführten Gespräch informierte Stoltze den Großvater über Anlass und Inhalte der Braunschen Streitschrift, die er natürlich nicht unkommentiert wiedergab, sondern mit einigen satirischen Spitzen und sarkastischen Spottversen gegen Braun würzte. Vor allem aber stimmte Stoltze, unterstützt von dem Großvater, eine große Verteidigungsrede auf seine Vaterstadt Frankfurt am Main an, in die die beiden nicht weniger als ein halbes Dutzend Preislieder auf die Stadt, deren politische Tradition, die dort herrschende bürgerliche Freiheit und deutsche Gesinnung, Humanität und Fortschrittlichkeit einflochten:

„Des klääne Frankfort, war des net
Im große Deutschland auserlese?
Die Freiheit hat sich’s schon gerett’t,
Als Zollern noch Vasall gewese.
Des Kaisers Vögt hat’s schon verjagt
Un selbst gemacht sein Staatsverwalter,
Als ihr noch dick im Errdhum lagt
Un noch net reif for’s – Mittelalter!
Wer hat die Burge in der Rund,
Die Ritternester, – wer? gebroche?
Wer hat im deutsche Städtebund
Mit hunnert Streitäxt mitgesproche?
Hie war die Krönung un die Wahl!
Hie saß im Goldornat erhawe
Der Rothbart in dem Kaisersaal. –
’s liegt Ääner gar bei uns begrawe.“

Sogar „der Herr Braun“ selbst habe die Freiheit in der Stadt Frankfurt vor 1866 nur allzu gern genossen:

„Hie war der Freiheit Zufluchtsort,
Im weiten Vatterland der letzte, –
Trotz Bundestag ein Ruheport, –
For alle Halbzutodtgehetzte.
Frei war die Preß un frei die Redd,

Frei hat sich hie des Volk versammelt, –
 Hie krisch der *Braun*, – in Wiesbad *net*,
 Hie hat der weise *Max*¹ – gestammelt.
 Hie konnt der *Metz*², die hessisch Größ,
 Des *Dalwigk*³ ohne Maulkorb spotte,
 Hie tobte *Schultze* delitschiös⁴ [sic!],
 Dahääm, da war des all verbotte.
 Hie machte sich die Herze Luft
 Von ihre heimathliche Sorje!
 Hie hat der *Völk*⁵ sein Grimm verpufft
 In langer Redd von heut bis morje.
 Hie war der deutsche Mittelpunkt
 For alle Arte Hexemeister!
 Bald Lercheschlag, – bald ward ge-unkt, –
 Frei war die Bahn for alle Geister!
 Von hie aus ging in's Land der Ton
 In Schrift un Wort, un *offenherzig*!
 Hie war der Pulsschlag der Nation,
 Das Herz, seit Anno Achtunverzig.
 Hie Frankfort, hie, des war der Ort
 Des Parlaments von *Volkesgnade*!
 Hie sprach der *Blum*⁶! – in Wien ermordt,
 Der *Trützscher*⁷ awwer starb in Bade.
 Korz der politisch Angelstern
 War Frankfort – un des war vermesse!
 Es war im Weg, net wahr, ihr Herrn?
 Drum fort damit! un todt! – vergesse!“

- 1 Brauns Freund „Max“ [d. i. wahrscheinlich der Nationalökonom Max Wirth (1822–1900)], ein Mitglied des Deutschen Nationalvereins, dessen angebliches Gespräch mit zwei Frankfurter Bürgern in der „Gifhtütte“ in Brauns Broschüre zitiert und in Stoltzes Gegenschrift kritisiert wird.
- 2 August Metz (1818–1874), hessen-darmstädtischer Politiker und führendes Mitglied im Deutschen Nationalverein, Kopf der Hessischen Fortschrittspartei, deren Gründungsversammlung 1862 nicht in Hessen stattfinden konnte, sondern in Frankfurt tagen musste.
- 3 Reinhard Freiherr von Dalwigk zu Lichtenfels (1802–1880), hessen-darmstädtischer Ministerpräsident von 1850 bis 1871, Verfechter einer reaktionären und preußenfeindlichen Politik.
- 4 Hermann Schulze-Delitzsch (1808–1883), Sozialpolitiker, Vorkämpfer des gewerblichen Genossenschaftswesens in Deutschland und Mitbegründer des Deutschen Nationalvereins.
- 5 Joseph Völk (1819–1882), schwäbischer Liberaler und Mitglied der Zweiten bayerischen Kammer, dessen Rede beim letzten Deutschen Abgeordnetentag in Frankfurt 1866 von Kanonenschlägen unterbrochen wurde.
- 6 Robert Blum (1807–1848), führender Abgeordneter der Linken in der Deutschen Nationalversammlung 1848, der von der Reaktion in Wien am 9.11.1848 standrechtlich erschossen wurde, weshalb er künftig als Märtyrer der Revolution verehrt wurde.
- 7 Adolf von Trützscher (1818–1849), führender Abgeordneter der äußersten Linken in der Deutschen Nationalversammlung 1848, der während des badischen Aufstandes die provisorische Regierung in Mannheim übernahm und nach der Eroberung der Stadt durch preußische Truppen am 14.8.1849 standrechtlich erschossen wurde.

Nicht nur an dieser Stelle in seiner Schrift ließ Stoltze seine Missbilligung der preußischen Annexion laut werden. Vor allem betonte er, dass Frankfurt „immer e rechtschaffe *deutsche* Stadt gewese“ sei und „*ääch bleiwe*“ werde – und gerade deshalb nicht preußisch werden wolle. Denn in diesem entscheidenden Punkt teilte Stoltze ganz und gar nicht Brauns staatspolitische Meinung: Für ihn waren Preußen und Deutschland nicht ein und dasselbe.

Nachdem Stoltze den Großvater über Braun und dessen Broschüre ins Bild gesetzt hatte, wollte der alte Herr den Braun allzu gern einmal sehen. Schon nach ein paar Minuten kehrte die gute Seele wieder aus Berlin zurück und berichtete dem Enkel: „,Ha, ha, ha, ha, ha, haa! Fritz. Ich haw' en geseh. (...) Ich sag derr: e Mißgeburt! oosig! ganz oosig. Ha, ha, haa! – Du irrst dich, Großvatter, der Braun is e ganz hübscher Mann. – ,Auswennig. Ich redd von seiner Seel. Denk derr also, wie ich in sei Schlafstubb kam, – ich hatt mich unsichtbar gemacht, – saß er bolzestrack in seim Bett. Als Geist kann ich nadirlich de Mensche in's Innere gucke. Also denk derr nor, – ha, ha, ha, ha, haa! – es is zum Wälze! *Dem Braun sei Seel hat en Buckel hinne un vorne, zwää scheppe Bää, korze Äärm un ganz lange Finger.*‘ (...) – Was hat dann sei Seel vor e Farb? – ,Schwarz-weiß un Braun.‘ (...) – No, Großvatter, was hat dann der Braun getriwwe? – ,Er hat gebet't. (...) Ich hab alles gehört. Ich sag derr: *was der*

bet't, is geloge. (...) Awwer jetzt, liewer Fritz, muß ich fort. – Awwer der *Braun* – liewer Großvatter? – ‚Redd merr nix mehr von dem! Ich will nix mehr von em hör'n, noch viel weniger noch ebbes von em seh. Nix von ihm un nix von seiner *Broschür!* (...) *Mit ere Seel die vorne un hinne en Buckel hat un scheppe Bää,* will ich partout nix zu schaffe hawwe. *Was der bet't, is geloge.* – Awwer Großvatter, die ‚*Centrifugal- un Centripetalkraft*‘ im vierte Kapitel? – ‚Centrifugalkraft? Centripetalkraft? Des *Anziehendste* bei dem *Braun* is *abstoßend!* Der hält sich net lang in der Schweb! Putsch! leiht er drunne un is vergesse, dann der *Himmel* wääß nix von em un kää *Deiwel* frägt dann nach em.“ Und nach dieser vernichtenden Generalabrechnung mit Braun ist der Großvater wieder verschwunden.

„Es freut mich, daß er sein Fett bekommen“

Friedrich Stoltze behauptete, seine Streitschrift „Schwarz-Weiß & Braun“ sei ein „Roman“. Geschickt legte er die besonders boshaften Ausfälle gegen Brauns Person, etwa die (der Broschüre den Titel gebenden) Wortspiele-reien mit dessen Namen über die schwarz-weiß und „bismarck-braune“ Farbe von dessen Seele, dem Geist des längst verstorbenen Großvaters in den Mund. Der Großvater war jedoch nur eine historische und literarische Figur, deren Äußerungen zwar Braun selbst in seiner Broschüre, aber kein Gericht in einer Verleumdungsklage als aktuelle und beweiskräftige Aussagen heranziehen konnte. Damit hatte Stoltze Braun mit eigenen Waffen geschlagen.

Stoltzes Schrift, die sich bis heute – auch ohne Schadenfreude über die Abrechnung mit Braun – amüsant lesen lässt, war noch erfolgreicher als Brauns Ausgangsprodukt. Sie erlebte nachweislich vier, angeblich sogar neun Auflagen und erregte (so Proelß/Vogt) „stürmischen Beifall in Frankfurt“ und „entschiedenes Mißfallen in Berlin, was sie auch sollte“. „Dein Schwarz-Weiß-Braun hat mir sehr gut gefallen, und es freut mich, daß er sein Fett bekommen“, schrieb Heinrich Stoltze (1848–1872) am 21. März 1869 in einem Brief aus Cleveland an seinen Vater nach Frankfurt. Wie der Sohn berichtete, hatte Stoltze sogar in Amerika Furore gemacht mit seiner Broschüre: „Ich habe schon 14 Tage, ehe ich das Buch bekommen habe, eine Stelle daraus in einem Buffaloer Blatt gelesen. (...) Das Blatt war nicht mein, sonst hätte ich es Dir geschickt.“ (Der hier in korrigierter Orthographie zitierte Brief von Heinrich Stoltze befindet sich im Original in der Handschriftenabteilung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Sign. Ms. Ff. F. Stoltze 3.586.)

Nur der, den Stoltze treffen wollte, reagierte offenbar nicht. Bereits in einer „Nachschrift“ zur zweiten Auflage seiner eigenen Broschüre vom 5. November 1868 hatte Braun bemerkt: „Innerhalb der kurzen Frist von drei Wochen, welche zwischen der ersten und zweiten Auflage liegt, sind mir aus Frankfurt selbst und aus anderen Gegenden des Vaterlandes sehr interessante Mittheilungen über den Gegenstand des Schriftchens geworden, zum Theil mit der Bitte, dieses Material bei einer zweiten Auflage zu benutzen oder sonst wie für die Oeffentlichkeit zu verwerthen. Ersteres ist mir im Drange der Zeit, namentlich da ich seit gestern auch wieder durch den preußischen Landtag in Anspruch genommen bin, leider nicht möglich. *Einen* Theil des Materials aber werde ich unter allen Umständen *nicht* benutzen. Es ist der, welcher sich um *Persönlichkeiten* dreht oder *die Ereignisse des Jahres Sechsendsechzig* und Frankfurts Stellung zu ihnen betrifft. Darüber hatte ich ohnehin schon überreichen Stoff, aber ich habe ihn *absichtlich unterdrückt*. Denn erstens will ich absolut nichts veröffentlichen, was der Stadt Frankfurt oder ihren Bewohnern in irgend Etwas schaden, oder den *vernünftigen* Theil der letzteren erbittern könnte. Zweitens aber war die Stimmung von Sechsendsechzig überall, wenigstens theilweise, so toll und confus, daß wir, im Hinblick auf S. Pauli Epistel an die Römer, III, 23 [wo es heißt: ‚Denn es ist hier kein Unterschied: sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten.‘], am Besten thun, den Mantel christlicher Liebe darüber zu decken.“ Das blieb, auch nach Erscheinen von Stoltzes Gegenschrift, Brauns letztes Wort in dieser Angelegenheit. Stoltze dagegen pflegte lebenslang seine Feindschaft mit Braun, indem er nicht müde wurde, diesen in der „Frankfurter Latern“ satirisch anzugreifen.

„Unser Braun“ in der „Frankfurter Latern“

Mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 zog Dr. Karl Braun als Mitglied der Nationalliberalen Partei in den Deutschen Reichstag ein. Offenbar machte er es einem beobachtenden Satiriker auf Stoffsuche nicht allzu schwer. Schon während seiner Abgeordnetenzeit im Norddeutschen Reichstag, so erinnerte sich etwa August Bebel in seinen Memoiren, sei Braun „der Parlamentsspaßmacher“ mit der angeblich „beste[n] Weinzunge im Reichstag“ gewesen. Nun errang er gar den Titel von „des Deutschen Reiches größtem Toastredner“. Solche Qualitäten wusste Friedrich Stoltze in seiner ab 1. Januar 1872 wieder regelmäßig erscheinenden „Frankfurter Latern“ natürlich angemessen zu würdigen: mit beißendem Spott. Besonders in den Jahren von 1873 bis 1875 knöpfte sich der „treffliche Laternen-Dichter“, wie zur Belohnung für dieses höhnische Lob aus Brauns Mund, „unseren Braun“ immer wieder vor.

Bereits für die „Frankfurter Latern“ vom 16. August 1873 lieferte der Toastredner Braun einen willkommenen Anlass, indirekt noch einmal auf die alte Fehde zurückzukommen. Hatte er vor kaum fünf Jahren noch in seiner Broschüre über „Frankfurt's Schmerzensschrei“ die pro-österreichischen Reden auf dem Wiener Schützenfest

verteufelt, so brachte er nun selbst in der alten Kaiserstadt ein Hoch auf Österreich „als der Pflanzstätte deutscher Cultur“ aus! Stoltze dichtete in Anknüpfung an seine alten Farbspieleereien um Brauns Name:

„Wie ist ‚unser Braun‘ zu schau’n,
 Freundlicher Erstauner!
 Heute ist er Schwarz-Weiß-Braun,
 Morgen Schwarz-Gelb-brauner.
 Einst dem Schwarz-Roth-Gold geweiht
 In des Märztes Wetter
 Schrieb er auch zu gleicher Zeit
 In *verschied’ne* Blätter.
 Demokrat mit Vehemenz
 War er Struve’s Aeßchen.
 Und schrieb auch nach Cobelenz
 Für die lieben Pfäffchen.“

Vollends in den Blickpunkt der „Frankfurter Latern“ rückte „unser Braun“ am Jahresende 1873, als er die Chefredaktion der „Spener’schen Zeitung“ in Berlin übernahm. Künftig wusste er sich in seinem eigenen Blatt als enger Vertrauter Bismarcks zu verkaufen: So rühmte er sich, während einer Erkrankung des Reichskanzlers dessen Dogge ausführen zu dürfen, oder er gab intime Details über Bismarcks Haartracht preis. Solche journalistischen Glanzstücke aus Brauns Feder waren Stoltze in der „Latern“ immer ein satirisches Gedicht oder eine spöttische Schlusskarikatur wert. Angesichts von Brauns publizistischen Fähigkeiten lästerte selbst Herr Hampelmann in der „Frankfurter Latern“ vom 25. April 1874, dass der Pegasus vom „Onkel Spener“ jetzt ein „militärfromme[r] Braune[r] mit Entefichel, Gickelsschwanz un Hahnekamm“ sei. Tatsächlich konnte der neue Chefredakteur das bereits angeschlagene Blatt nicht retten. Im Zuge der Arnim-Affäre 1874 ging die „Spener’sche Zeitung“ in der Berliner „National-Zeitung“ auf. „Onkel Spener’s Begräbniß“ wurde in der „Frankfurter Latern“ (so am 24. Oktober 1874) nicht ohne Schadenfreude registriert.

Wohl im Angedenken an ihre frühere Fehde, die sich ja an einer „leichtfertigen“ Schrift Brauns entfacht hatte, attackierte Stoltze in der „Latern“ der 1870-er Jahre Braun nicht nur als Politiker, sondern oft auch als Publizisten. Neben seiner beruflichen und politischen Tätigkeit verfasste Braun nämlich zahlreiche politische und literarische Schriften, darunter sein zunächst in vier Bänden erschienenes Hauptwerk „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterie“ (erstmalig 1869/70) und dessen dreibändige Fortsetzung „Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers“ (1874), sowie Berichte von seinen Reisen durch Europa, Asien und Afrika. Angesichts dieser ungeheuren Schriftenproduktion wurde Braun in der „Latern“ bald als Vielschreiber und Zitatemeister verspottet. Als ihm in seinen 1874/75 erschienenen „Mordgeschichten“ gar ein Plagiat nachgewiesen werden konnte, nahm Stoltze dies nicht nur in der aktuellen Nummer der „Latern“ vom 19. Juni 1875 zum Anlass für eine parodistische Schauerballade über den zweifelhaften „Ehrenmann“ Braun. Künftig wurde Braun in der „Latern“ immer wieder als die Verkörperung des Plagiators schlechthin bemöh.

Erst gegen Ende der 1870-er Jahre kommentierte Stoltze wieder Brauns politische Entwicklung in der „Latern“. Der frühere Bismarck-Anhänger, der sich einst – so zeigte es eine Karikatur in der „Latern“ vom 4. Juli 1874 – widerstandslos für den Kulturkampf hatte einspannen lassen, entfernte sich jetzt von dem Reichskanzler, dessen Schutzzollpolitik er als Verfechter des Freihandels nicht teilte, und trat deshalb auch aus der Nationalliberalen Partei aus. Aber selbst für den damals Vielgeschmähten hatte die „Latern“ (etwa in ihrem Leitgedicht „Freihändler-Nihilist“ am 19. März 1881) kein Mitleid, sondern nur blanken Sarkasmus übrig. Auch wenn es in den folgenden Jahren in der „Latern“ etwas ruhiger um Braun wurde, der immerhin noch bis 1887 dem Reichstag angehörte, so hat Stoltze seinen früheren Feind doch nicht vergessen. Am 19. Juli 1890, anlässlich des 24. Jahrestags der Annexion Frankfurts durch Preußen, widmete er „[d]em edlen Carl Braun“ in der „Latern“ den Nachdruck eines alten Spottgedichts aus „Schwarz-Weiß & Braun“. Nur wenige Monate später, am 28. März 1891, starb Friedrich Stoltze in Frankfurt am Main. Im selben Jahr zog sich Justizrat Dr. Karl Braun aus Berlin in den Ruhestand nach Freiburg im Breisgau zurück, wo er am 14. Juli 1893 starb.

Erschienen zur Ausstellung

„Schwarz-Weiß & Braun nebst Verwandtes“ – Die Publizistenfehde zwischen Karl Braun und Friedrich Stoltze im Jahr 1868

im Stoltze-Museum der Frankfurter Sparkasse, Töngesgasse 34–36,
 vom 15. Oktober 2001 bis Ende Februar 2002